

für die

## Literatur des Auslandes.

N<sup>o</sup> 105.

Berlin, Dienstag den 2. September

1845.

### Frankreich.

#### Erinnerung an Eduard Gans.

Was bisher noch in Deutschland verabsäumt worden, die Errichtung eines literarischen Denkmals für den verstorbenen Eduard Gans, das hat Freundesband in Frankreich bereits, wenn auch in einer sehr anspruchslosen Weise, zu Stande gebracht. Herr L. de Loménie hat von des Verstorbenen „Erbrecht in weltgeschichtlicher Entwicklung“ eine Abtheilung, nämlich die „Geschichte des Erbrechts in Frankreich während des Mittelalters“, ins Französische übersetzt und mit einer biographischen Einleitung aus der Feder St. Marc Girardin's herausgegeben.\*)

So unscheinbar auch das bescheidene Bändchen sich darstellt, ist es doch wohl geeignet, des Verstorbenen Namen in Frankreich in Ehren zu erhalten und seine deutschen Freunde zu beschämen, die bald nach seinem Tode zusammengesunken waren, um das, was Gans an Handschriften hinterlassen, zu ordnen und gemeinschaftlich mit einer Auswahl seiner gedruckten Werke, so wie mit einer Lebens- und Charakterdarstellung des mit seltenen Geistesgaben ausgestattet gewesenen Mannes, herauszugeben. Wir bedauern um so mehr, daß aus der Ausführung dieses Planes nichts geworden, als sich Männer wie Barnhagen von Ense, Pottho, die Brüder Benary, Heydemann und Beit, die alle dem Verstorbenen persönlich nahe standen, dabei theilnehmen wollten. Hatte doch Gans selbst, als es bei ähnlicher Gelegenheit galt, dem eben verstorbenen Hegel ein seiner würdiges literarisches Denkmal zu setzen, mit dem ganzen Eifer seiner anregenden und belebenden Persönlichkeit so lange gearbeitet, bis die Ausführung des Planes feststand, bis den hinterbliebenen des großen Philosophen nicht bloß die in zahlreichen Händen zerstreuten handschriftlichen Hefte, nach denen nachmals die meisten Vorlesungen geordnet wurden, sondern auch die Bearbeiter dieser Hefte und endlich der Verleger nebst dem sehr ansehnlichen Honorar gesichert waren. Freilich war sein eigener schriftlicher Nachlaß nicht mit dem des viel älter verstorbenen Hegel zu vergleichen, aber nicht der innere Werth war es, der diesem Nachlaß abging, sondern der Eifer, mit dem Gans selbst im J. 1831 nach Hegel's Tod Alles in Bewegung zu setzen und für die Sache zu gewinnen wußte.

Was uns Herr St. Marc Girardin in seinen dem französischen Werke vorgegedruckten „Souvenirs sur Gans“ sagt, besteht größtentheils aus Unterhaltungen mit ihm während seines Aufenthaltes in Berlin, so wie aus Bruchstücken späterer Briefe. Die Unterhaltung, das Gespräch, war aber auch dasjenige Gewand, in welchem der Gans'sche Geist am liebendwürdigsten erschien. Er improvisirte gleichsam Philosophie der Geschichte, wenn auch hin und wieder etwas leichter Wit oder ein wenig Méditation mitunterließ, und wer ihm, auf dem Sopha oder am Theatertisch sitzend, nachgeschrieben hätte, der würde gewiß oft eben so viel als aus seinen Vorlesungen mit nachhause getragen haben. Kein Wunder, daß diese Art, das Gespräch zu führen, die in der That etwas Französisches hatte, auch für Franzosen besonders anziehend war, und diese veräumten denn auch nicht, besonders wenn es Männer von Geist und Ansehen waren, ihn aufzusuchen, sobald sie nach Berlin kamen.

St. Marc Girardin befand sich in der ersten Hälfte des Jahres 1830, also vor der Juli-Revolution, in Berlin. Ich lernte den französischen Professor damals bei Gans kennen und erinnere mich sehr wohl, bald nach seiner Abreise einen Brief von ihm aus Paris gelesen zu haben, worin er seinem deutschen Freunde die nicht lange darauf eintretenden Ereignisse mit den Worten ankündigte: „Bald dürften wir es wieder erleben, daß sich die Bourbons auf eine Reise nach Gent begeben, aber diesesmal werden sie nicht wie 1815 wieder zurückkehren.“ — Von seinen Unterhaltungen mit Gans erzählt er unter Anderem Folgendes:

„Ich erinnere mich, eines Tages mit Gans auf dem Kreuzberge bei Berlin gewesen zu seyn. Es steht dort ein eisernes Denkmal zur Erinnerung an den Befreiungskrieg. Auf diesem Denkmale las ich die Namen mehrerer Schlachten, die ich niemals hatte nennen hören, denn die kaiserlichen Bülletins erzählten uns ja nur von unseren Siegen. Beim Nachhausegehen sprachen wir von Jena und Waterloo. „Es sind dies“, sagte Gans, „Tage des Unglücks, der eine für Preußen und der andere für Frankreich, aber diese Un-

glückstage haben glückliche Folgen gehabt. Sie haben, wiewohl durch den Krieg, die Völker einander genähert und sie vermischt; ja sie haben an der moralischen Einigung Europa's gearbeitet. Ihr Franzosen habt uns viel zugeführt, selbst indem Ihr uns besiegte: Ihr habt uns die Gleichheit vor dem Gesetze und die Gleichmäßigkeit der Verwaltung, d. h. dasjenige gebracht, was Ihr Euch seit 1789 angeeignet hattet. Wir unsererseits haben Euch nicht minder viel zurückgegeben, denn durch unsere Siege von 1813 brachen wir die stolze Isolirung, in der Ihr Euch befandet und vermöge deren Ihr, weil Ihr Nichts sahet, Nichts kanntet und Nichts bewundertet außer Euch selbst, eben so trocken und unfruchtbar als eitel wurdet. Wir wollen daher nicht allzu verächtlich auf unsere beiderseitigen Niederlagen blicken. Wissen Sie wohl, daß die Regeneration meines preussischen Vaterlandes von Jena her datirt? Jena ist es, das aus unserer Gesetzgebung und Verwaltung dasjenige befeitigte, was der große Friedrich, aus Irrthum oder aus Politik, darin noch aus der Zeit des Mittelalters gelassen hatte. Bis dahin hatten wir geglaubt, daß Preußen mit seinem nicht sowohl nationalen als adeligen Heere, mit seiner, alle Unterstützung von Seiten der Gemeinden und der Municipalmacht von sich weisenden Verwaltung, mit den Maximen Friedrich's, die im Grunde nur eine überverstandene Routine waren, unüberwindlich sey. Jena zeigte uns unsere Schwäche, und nun fingen wir an, das Fehlerhafte zu verbessern. Der Geist des Fortschritts, der zu allen Zeiten die Vorsehung Preußens war, kam uns zu Hülfe. Das Heer wurde national durch die Landwehr; der Minister v. Stein schuf die Städte-Ordnung und führte darin das Prinzip der Gleichheit ein, das die Gemeinde-Verfassungen des Mittelalters nicht zugelassen hatten. Und so haben wir, während Ihr in Westfalen und den mit dem französischen Reiche vereinigten deutschen Provinzen Eure Gesetze durch die Eroberung einführtet, die Prinzipien derselben aus freien Stücken adoptirt, indem wir dem Kaiser Napoleon die einzige Macht, die es mit ihm aufnehmen konnte, nämlich den Liberalismus, und den Siegen des kaiserlichen Frankreichs die Grundsätze des revolutionären entgegenstellten. Es kann uns dies ein recht schlagender Beweis seyn, daß es in Europa, welches bald ein einziges Volk ausmachen wird, nur einen und denselben Geist giebt, der sich durch den Krieg wie durch den Frieden Eingang verschafft und verbreitet, und dieser neue Geist ist es, den Ihr Franzosen im J. 1789 in die Welt eingeführt habt.“

„Mein lieber Freund“, sagte ich zu Gans, „dabei ist nur Eines, was mich ein wenig besorgt macht. Was nämlich soll in dieser Epoche der Verschmelzung, oder vielmehr der Konfusion, was soll da aus den Individua werden?“

„O“, antwortete er, „Sie haben da gerade eine wunde Stelle berührt. Wenn die Ereignisse sich so gestalten, wenn sie ganze Nationen in Bewegung setzen, dann gewinnen sie ein kolossales Ansehen und werden riesenhaft; die Menschen aber, ach! sie bleiben klein wie sie waren. Die Ereignisse verlängern sich, so zu sagen, über die ganze Oberfläche von Europa; sie dehnen sich aus, erheben sich und wachsen in maßloser Weise, aber der Mensch kann sein gewöhnliches Maß nicht überschreiten, und er bleibt, wie er es auch anstellen möge, innerhalb der fünf oder sechs Fuß seines Wuchses und innerhalb der fünf oder sechs Ideen seines Geistes eingeschlossen. Daher dieses Mißverhältnis zwischen den Dingen und den Menschen, das uns Allen heutzutage auffällt und das täglich noch größer werden dürfte. In der That ist allemal, wenn bei einem Ereignisse viele Menschen theilhaftig sind, der Antheil jedes Einzelnen sehr klein. Wenn sich viele Schauspieler auf der Bühne befinden, so hat jeder von ihnen nur wenig zu sagen; er erscheint einen Augenblick, wirkt ein Wort oder zwei hin und tritt dann wieder hinter die Coullisse. Die Politik und das Theater scheinen sich in dieser Beziehung gegenseitig auf eine merkwürdige Weise zu repräsentiren. Blicken wir auf die Tragödie der Alten, so haben wir das Gemälde der Leidenschaften und des Unglücks eines Helden vor uns, eine einzige Person füllt die Scene; eben so war es in der Politik: eine einzelne Person, ein großer Mann, ein Cyrus, ein Perikles, ein Sulla befand sich auf der Scene, und an ihn war alles Interesse geknüpft. Im neueren Drama dagegen haftet das Interesse nicht mehr an den Menschen, oder an den Charakteren, es liegt vielmehr in den Begebenheiten, in den Theatercoups, in unendlichen Wechseln, und darin gleichen sich das moderne Theater und die moderne Politik zum Erschrecken.“

„Heutzutage macht sich das Geschick der Völker von selbst und ohne Einwirkung der Individuen; Letztere folgen vielmehr den Begebenheiten; sie machen sich, wie man es zur Zeit der englischen Revolution sehr treffend aus-

\*) Histoire du Droit de Succession en France, au moyen-âge. Par Edouard Gans, Professeur de Droit à l'université de Berlin. Traduite en français par L. de Loménie, et précédée d'une notice sur la vie et les ouvrages de Gans par M. Saint-Marc-Girardin, Membre de la Chambre des Députés etc. — Paris, 1845.



drückte, zu Dienern der Vorsehung. Niemand schreitet mehr den Dingen voran, sondern Alles folgt ihnen. Man leitet die Ereignisse nicht, man läßt sich von ihnen leiten, und vorüber ist die Zeit, in der das Geschick einer Nation durch einzelne Menschen bestimmt wurde. Es giebt jetzt nur noch einen Helden, ein Genie, und das ist alle Welt, das ist das Volk. Aber das Volk — hat es einen Namen? ist es ein Individuum? ist es irgend Jemand? Nein, das Volk ist gleichsam selbst ein Ereigniß, denn eben so wie die Ereignisse, hat das Volk etwas Fatalistisches, Instinktartig. Es drängt vorwärts, es rennt auf unwillkürliche Weise; seinen Bewegungen liegt allerdings eine höhere und tiefsinnige Bedeutung zum Grunde, aber es ist sich dieser nicht bewußt. Es ist verständig, wie es weltgeschichtliche Ereignisse, wie es die Sterne des Himmels sind, die den Gesetzen der Vorsehung folgen; es ist verständig, wie die Werkzeuge und die Diener Gottes es sind: verständig und blind. Das Volk ist keine Person, sondern ein Ding.

„Solchergehalt also findet die Identifizierung der Völker statt. Sie vereinigt die Menschen durch eine gleichere Vertheilung der Dinge; der Menschheit kommt sie zu Statten, aber der Individualität thut sie Eintrag, denn sie hebt die Ungleichheiten auf; sie macht die Gesellschaft gleicher, einförmiger . . .

. . . „Und zugleich platter, nicht wahr, das wollen Sie sagen?“ fiel ich ihm ins Wort. Unterdessen waren wir längst wieder in die Stadt eingetreten und befanden uns unter den Linden, vor den Glasfenstern der Kunsthandlungen, hinter denen Napoleon's Bildniß hing. „Halt!“ sagte ich zu Gans, „da ist doch ein Mann, der für die Geltung des Individuums spricht, gegen die Ihr System so ankämpft.“

„Ja“, erwiderte Gans lebhaft, „aber dies ist auch die letzte, wenngleich eine der größten aller Individualitäten, und gleichwohl habe ich auch hiergegen noch Manches zu sagen. Es scheint allerdings so, als ob Napoleon der Welt seine eigene Bestimmung auferlegt und als ob er sein Geschick zu dem von Europa gemacht hätte. Kühn ergriff er die französische Revolution und setzte sie, halb folglosam und halb widerstrebend, an die Stufen seines kaiserlichen Thrones. Von der Höhe dieses Thrones herab hat er Europa umgewandelt und Dynastien gestürzt. Ja selbst wenn wir auf seinen Fall blicken, so zeichnet sich auch in diesem seine außerordentliche Persönlichkeit ab. Riesenhaft wie sein Glück, hat auch sein Sturz etwas Blendendes und Auszeichnendes, das nur ihm allein angehört. Er hat unter allen großen Unglücklichen das eigenthümlichste Loos, wie er auch das eigenthümlichste unter allen großen Eroberern hatte. Verbannt auf St. Helena, auf eine wüste Insel, zwischen zweien Welttheilen, stirbt er dort unter den Augen des ganzen Erdkreises; sein Grab auf jenem entlegenen Felsen, unter einem anderen Himmel, hat etwas Geheimnisvolles, und die wunderbare Erscheinung seines ganzen Lebenslaufes wird dadurch vollendet und gekrönt. Und gleichwohl, mein lieber Freund, gleichwohl ist dieser Mann, der funfzehn Jahre lang das Geschick der Menschheit zu leiten schien, auch nur dem Gesetze unseres Jahrhunderts gefolgt; er hat sich dieser Bedingung nicht entziehen können; die Ereignisse gingen ihm, nicht er den Ereignissen voran; er hat die Beschlüsse der Vorsehung ausgeführt, aber Nichts geschaffen, was das Werk seines Willens wäre, und merkwürdig genug, Alles, was er gegen das Gesetz des Jahrhunderts und gegen den Geist der Zeit durchzuführen wollte: seine großen militairischen Lehnsheerlichkeiten, seine Majorate, seine Throne in Spanien, Italien und Deutschland, Alles endlich, was nur er selbst war, ist auch mit ihm zusammengebrochen. Dagegen wie viele, von ihm in ihren Folgen nicht berechnete Dinge hat er gethan, die ihn überlebten! ja, wie viele Dinge rühren von ihm her, die er gar nicht wollte! Er hat Deutschland getheilt, zerschnitten und zerstückelt, wie es ihm gerade gut dünkte, und Deutschland ist aus seinen Händen vereinigt und stärker hervorgegangen, als es jemals war. Er hat Preußen vernichten wollen, und im J. 1814 ist Preußen mächtiger, als unter dem großen Friedrich. So ist Napoleon selbst der Nothwendigkeit der Dinge gefolgt; so sind die Ereignisse stärker, wenn nicht größer gewesen als er.

„Nach ihm war es mit den Individuen vorbei; heutzutage giebt es, wie wir sehen, Parteien, d. h. Menschen, die, weil sie sich zu klein finden, um allein gegen die Ereignisse zu kämpfen, sich vereinigen, sich einander anschließen und dadurch eine Macht zu bilden suchen. Sind diese Parteien von Dauer? England hat hundert Jahre und länger mit seinen Whigs und Tories gelebt, aber jetzt — wie viele Parteien werden geboren, leben und sterben in dem Zeitraume von zehn Jahren! Die Parteien haben heutzutage keine größere Macht und Dauer als die Individuen.

„Und wenn wir aus dem Bereiche der Politik in das des Gedankens uns begeben, was erblicken wir da? Ganz dieselbe Erscheinung. Es giebt keine Bücher, keinen Esprit des lois, keinen Contrat social mehr, es giebt nur noch Zeitungen. Und was ist eine Zeitung? Ist sie der Gedanke eines Individuums? Ist es eine Person? Nein, es ist ein Begriff, eine reine Abstraction. Es hat keinen Namen, wenn nicht einen Parteinamen. Eine Zeitung ist eine Partei mit der Feder in der Hand; es ist Niemand. Wer die Zeitungen schreibt? Alle Welt. Man sagt, daß im Alterthum alle Welt Dichter war, alle Welt sang; darauf wurden eines Tages diese zerstreuten Gefänge, diese vollstümlichen Gedanken vereinigt und bildeten die Ilias oder die Odyssee. So geht es mit den Zeitungen; sie werden geschrieben, wie einst die Heldengedichte. Sie bilden die Epopöen unserer Zeit, verfertigt wie die alten Epopöen von unbekanntem Rhapsoden, die den Gedanken der Völker darstellen.“

„Ja, lieber Freund“, erwiderte ich lächelnd, „aber wiewohl selbst Rhapsode, zweifle ich doch sehr, ob die Nachwelt unsere Iliaden jemals wird zu lesen verlangen.“

Herr St. Marc Girardin, der diese und ähnliche Unterhaltungen mit Gans mittheilt, versichert, daß er sie in der Zeit seines Zusammenlebens mit diesem niedergeschrieben. Zu bedauern ist, daß ihm nicht noch zahlreicheres Material zu Gebote stand, da er uns sonst eine vollständige Lebensbeschreibung seines Freundes, und gewiß auch eine mit Geist ausgeführte, gegeben haben würde. Dadurch würde auch die auf dem Titelblatt angekündigte, aber keinesweges in dem Buche zu findende „Notice sur la vie et les ouvrages de Gans“, von welchen letzteren nur die „Rückblicke auf Personen und Zustände“ erwähnt werden, eine Wahrheit geworden seyn. Die „Souvenirs“, die man dem übersehten Bruchstücke aus Gans' Erbrecth vorgelegt, sind hier eigentlich nicht ganz am richtigen Orte. Der gedachten historischen Arbeit hätte vielmehr ein anderer Freund des Verstorbenen, Herr Verminier, der mit dessen Rechtsstudien vertrauter war, als es der akademische Aesthetiker, Herr St. Marc Girardin, seyn kann, eine Einleitung geben müssen, die das französische Publikum über das Verhältniß dieses Theiles zu seinem Ganzen in Kenntniß setzte. Der Uebersetzer, Herr de Coméne, hat es sogar unbegreiflicherweise unterlassen, anzuzeigen, daß die von ihm übertragene Studie nur ein aus einer Kette herausgenommenes Glied sey, und damit hat er seinem Autor ein schreiendes Unrecht zugefügt. Denn an eine selbständige Arbeit über das französische Erbrecth des Mittelalters werden natürlich ganz andere Anforderungen, als an das herausgerissene Moment eines größeren Werkes über das Erbrecth im Allgemeinen gemacht.

J. L.

## Skandinavien.

### Uebersicht der altnordischen Literatur.

(Fortsetzung.)

Am erfolgreichsten ist aber die Thätigkeit, welche seit 1825 die Gesellschaft für nordische Alterthumskunde in Kopenhagen (Norraena fornraeda felag) entwickelt hat. Ihr Unternehmen, die Denkmäler der altnordischen Sprache im Original wie in lateinischer und dänischer Uebersetzung herauszugeben, fand eine solche freudige Aufnahme, daß in Island allein über tausend Einwohner, fast sämmtlich Bauern und Fischer, unterzeichneten. Zugleich ward eine Zeitschrift für Forschungen in dem Gebiete der nordischen Alterthümer von der Gesellschaft begründet, deren Hauptaufgabe dänisch, deutsch und französisch bekannt gemacht werden. An der Spitze dieser Unternehmungen steht K. K. Rafn, durch den wir auch eine Zusammenstellung und Beurtheilung der alten Nachrichten über die Entdeckung und Bevölkerung Amerika's von Skandinavien aus in den Antiquitates Americanae erhalten haben. Ihm zur Seite wirkt Finn Magnussen.

Diesen großen Arbeiten haben wir Deutsche, deren Gelehrte, wenn sie für das Alterthum ihres Volkes Kraft und Fleiß einsetzen, am wenigsten auf Theilnahme von Volk oder Fürsten zu rechnen haben, der Zahl nach nur wenig entgegenzustellen, Bedeutendes aber in dem, was in den Forschungen Jakob Grimm's als ein Keim niedergelegt ist, aus dem eine durchgehende und richtige Behandlung des nordischen Alterthums sich entwickeln muß. Ludwig Upland in seinem „Mythus von Thor“ und Wachtel in seiner Uebersetzung der Heimskringla haben bereits gezeigt, was wir für jene Strecken der Wissenschaft zu leisten vermögen. An jüngeren Kräften wird es nicht fehlen, und so wollen wir das Unfrige beitragen, um auch aus den wunderbar prächtigen Blüthen, die unter Skandinaviens großartigen Bergen entsprossen sind, herauszulesen, welche Kraft dem deutschen Geiste inwohnt, in Recht, Sitte und Dichtung die höchste Krone zu erringen.

Der Mythus, die Geschichte und das Recht sind die drei Punkte, um die herum sich die altnordische Literatur gelehrt hat. Das Recht, wenn auch in seiner ältesten Fassung dichterisch-sinnlich, bedingt die Behandlung in Prosa; die Geschichte in strengerer Behandlung muß ebenfalls prosaisch geschrieben werden, wenn sie aber freier und aus mitschaffender Seele heraus erzählt wird, entsteht das Heldenlied; der Mythus kann nur poetisch dargestellt werden: er haucht selbst der Prosa den dichterischen Geist ein und erscheint dann als Sage und Märchen. Mythus und Heldenlied reichen sich oft gegenseitig die Hand, wie die Helden selbst zu den Götterkreisen hinaufsteigen und die Götter dagegen zu den Helden herniederfahren. Mythische und heroische Dichtungen, die Saga's oder Geschichten und die Rechtsbücher sind die drei Hauptrichtungen der altnordischen Literatur.

Die heilige Quelle der nordischen Mythologie ist die ältere Edda, eine Sammlung mythischer, gnomischer und heroischer Lieder. Den Namen Edda erhielt sie von ihrem Wiederauffinder Brynjulf Svendsen (1643); er bedeutet „Urgroßmutter“. Die Edda ist die vielerfahrne, alte Kunden erzählende Ahne. Es sind vierunddreißig Lieder hier aufbewahrt, verschieden in Inhalt, Alter und Werth. Von dem einfachen Volksliede bis zur Erscheinung skandischer Künstelei, von der Darstellung riesisch-göttlicher Kraftthaten bis zur Schilderung der zartesten und herrlichsten Frauenliebe liegen uns hier Zeugnisse vor, ausgeprägt in der scharfen, kurzen und gedrungenen Nordlandsprache, die weit abliegend von der Breite und Behaglichkeit sächsischer Darstellung, an den Klüften und räthselhaften Klippen der zerrissenen skandinavischen Ufer sich ein Vorbild ihres Wesens genommen hat. Der Geist des Nordens sitzt auf dem Felsen am Meere, unter ihm braust die Brandung, über ihm schreit der Sturmader, die Wikinger ringen mit den Bogen, die Helden kämpfen auf dem Holme, im Hintergrunde schreitet allgemeine Vernichtung heran; da singt er seine Lieder, in denen Alles widerklingt, Brandung, Sturm, Kampf und Untergang, und er weißagt dann und giebt Lehren; aber es bedarf nur einzelner andeutender Worte; ein einziges Wort, und ein ganzes Bild liegt in ihm. Räthselhaftigkeit



und Dunkel sind über die nordische Dichtung gebreitet; aber das ist einer ihrer Reize; es ist ein Dunkel, in dem Schätze zu heben sind. Die ältesten der Eddalieder sind Volkslieder; einzelne, wie die *Thrymsquida* und die Lieder von *Sigurdr*, werden, wenn auch durch die Zeit entstellt und umgestaltet, noch in Skandinavien gesungen. Gerade die *Thrymsquida* oder das Lied von dem gestohlenen Hammer (von *Chamisso* unter anderen überetzt) mag das älteste und erhaltene nordische Lied seyn. *Thor*, dem Donnergotte, ist von dem Riesen *Thrymr* sein Hammer entwendet worden. Um seinen andern Preis will ihn dieser zurückgeben, als um die liebliche *Freyja*. Der gewaltige *Thor* verkleidet sich als die Göttin, fährt zu *Thrymr*, täuscht ihn mit *Hülfe* *Loki's*, und bei der Brautweihe, die im Norden mit dem Hammer vollzogen wurde, erlangt er seinen Hammer wieder. (Vergl. *Upland's* Deutung dieses Mythos in seinem „Der Mythos von *Thor*. Stuttgart 1836“). Die *Hymisquida* schildert, wie *Thor* den Göttern den großen Kessel, den der Riese *Dejir* (das Meer) besaß, erwirbt. Eine Darstellung der nordischen Vorstellungen von dem Schicksale der Götter giebt die *Völuspá* (Weisagung der Seherin). Es wird geschildert, wie nach dem Sturze der Riesen die Äsen die Welt schufen, wie sie aber, nachdem *Baldur*, der Friedensgott, getödtet ist, selbst dem Verderben durch die wiederlosbrechenden Riesen anheimfallen und nach dem Weltbrande, der hieran sich knüpft, eine neue Welt und ein neues Göttergeschlecht sich erhebt. Zu den ältesten und schönsten Eddaliedern gehört ferner die *Skirnismál* oder das Lied von *Skirnir's* Fahrt zu der Riesin *Gerdr*, um die er für *Freyr*, der in Liebessehnsucht nach ihr bangt, wirbt. *Vafthrudnismál* und *Grimnismál* geben in der altgermanischen Gesprächsform wichtige mythologische Mittheilungen; zu ihnen zu stellen ist etwa *Alvismál*. Die beiden Hauptgötter der Germanen, *Thor* und *Odhin*, treten im *Harbarðsljóð* sich gegenüber und lassen ihr Wesen deutlich erkennen. Die *Dejisdreka* oder *Lokagepsa* zeigt uns ein Bild aus dem häuslichen Leben der nordischen Götter, wie uns solche *Pomer* von den hellenischen vorführt. Von der Angst und der Verwirrung, die über die Götter durch Träume gebracht werden, die *Baldur's* nahen Tod verkünden, sungen *Begtamsquida* und *Drasnalaldur*. Streiflichter auf manche Mythen werfen die meistens dunklen *Hynduljóð* und *Jölsfvinismál*. Von der Entstehung der drei Stände der Menschen, der Knechte (*thraelir*), der freien Landbauer (*karlar*) und der Edlen (*iarlar*) durch den Gott *Rigr* (*Heimbhallr*) berichtet *Rigmál*. Dies sind die mythologischen Eddalieder, von denen einige in das gnomische und in das rein epische Gedicht hinüberschwanken. Ein Denkmal rein gnomischer Dichtung, wie uns solche bei den Angelsachsen mehrere geblieben sind, hat sich im *Yavamal* erhalten. In dem zweiten Theile der *Edda*, den Heldenliedern, wird mit Ausnahme des Liedes von *Völundr*, den wir als *Schmidt Wieland* kennen, die große Sage von *Sigurdr* (*Sigfried*) dargestellt. Es sind in diesem Theile höchst liebliche, wie auch ergreifend großartige Lieder. Die *Nibelungen*sage gestaltete sich im Norden überhaupt reiner und tragischer als im inneren Deutschland und haftete auch tiefer im ganzen Volke als bei uns, wo nur das Volksbuch einzelne Züge von dem „gehörnten *Sigfried*“ im Gedächtnis der Menge bewahrt hat. Auf den *Färöern*, in *Dänemark*, *Schweden* und *Norwegen* singt das Volk noch von den *Nibelungen*. Aus diesem tiefen Eindringen der Sage erklärt sich auch ihr Umfang, indem sich an den ursprünglichen Kern von *Sigurdr* und der *Stufungen* *Untergang* die *Vorgeschichten* von *Helgi*, einem Stiefbruder *Sigurd's*, ansetzten, dessen Lieder zu dem zartesten der nordischen Poesie gehören, und andererseits die *Schicksale* *Godrund's* (der deutschen *Krimhilt*) weiter ausgeführt wurden. Dies ist ein kurzer Ueberblick des reichen Inhalts der älteren *Edda*, den recht zu erkennen und recht zu genießen schwer, aber belohnend.

Die Götter- und die Helden-sage liegen in hellen Stufen hier zu Tage, um die wir die Skandinavier wohl beneiden können.

Wenn wir selbst in den spätesten der Eddalieder noch in der Zeit des lebendigen mythischen Schaffens stehen, so führt uns dagegen die jüngere profaische oder *Snorra-Edda* in die Tage des gebrochenen Mythenthums. Es geht den Mythen so, wie der Poesie überhaupt: wenn die großen Dichter todt sind, schreibt man Kommentare. Im Norden hatte der Mythos auf das öffentliche Leben wie auf die Sprache einen sonst kaum wiedererscheinenden Einfluß geübt. Staats- und Kultuswesen waren eins gewesen: die Dichtkunst schöpfte aus dem Quell der Götter- und Helden-sage, und ihre Bilder waren Abschilderungen aus den großartigen mythischen Darstellungen, meistens nur einzelne räthselhafte Striche, die nur dem Eingeweihten verständlich seyn konnten. Als diese Bildersucht wuchs, die Mythenkenntnis aber durch Einfluß des Christenthums schwand, war es ein Bedürfnis für die Skalden und ihre Zuhörer, ein Verzeichniß der gesammten Bildersprache mit Erklärungen der dunkleren Bilder zu haben. Dies wurde ihnen in den *Kenningar*, dem, wie *H. E. Müller* wahrscheinlich gemacht hat, ältesten Theile der *Snorra-Edda*, von *Snorri Sturluson* gegeben. Sie mögen etwa in die Mitte des 13. Jahrh. fallen. Nach und nach wurden mehr Erklärungen einzelner Umschreibungen zugefügt, und es entstanden die zwei Kreise von Mythenzählungen, *Gylfaginning* und *Bragaradr*. An die *Kenningar* reiht sich das *Hattatal*, ein Verzeichniß von ungefähr hundert verschiedenen Versarten, mit Abhandlungen über rhetorische und prosodische Figuren. Dem Ganzen ist später eine abenteuerliche Vorrede vorgelegt worden, die aus jüdischen, christlichen und klassischen Quellen Beweisgründe für die Rechtfertigung der Existenz des alten Mythos schöpft. Trotzdem haben es die gelehrten Forscher nicht verschmäht, auf sie ihre freilich nun geborstenen Systeme aufzubauen.

In der älteren *Edda* haben wir größtentheils Volkspoesie; ihre Lieder erhoben sich aus dem ganzen Volke heraus; sie wurden gedichtet, als noch ein Glaube und eine Sitte in allen lebendig war und der Einzelne noch nichts Eigenes, Abgesondertes schaffen konnte, sondern Alles zu der Gesamtheit als

der zeugenden Kraft zurückführen mußte. Bei der Zerspaltung der Gesamtheit, die nothwendig bei gesteigerter innerer Entwicklung eintreten mußte, gelangte der Einzelne zu dem Rechte der Selbstständigkeit; aus der Volkspoesie schied sich die Dichtkunst. Der erste allenfalls bezeugte nordische Dichter oder Skalde, *Bragi* der Alte, fällt in den Schluß des 8. Jahrhunderts; vielleicht ist er indessen nur als mythische Person zu fassen. Sicher bezeugt sind die Skalden an *Harald Haarfagurs* Hofe in der Mitte des 9. Jahrhunderts, unter ihnen *Thiodolf* von *Hvin*. Die Blüthezeit der Skaldenpoesie ist das 10. Jahrhundert, ihr fruchtbarster Boden ist *Island*. Man muß von der sonst wohl gern angenommenen Ansicht abgehen, daß die Skalden ein abgesonderter, mit Gelehrsamkeit und Geheimlehren ausgestatteter Stand gewesen seyen. Sie waren, und das ist mehr, die geistig rüstigsten, wohl auch im Leben die kühnsten Männer ihres Landes, ihre Kenntnisse waren die Sagenschätze ihres Volkes und die Erfahrungen eines stürmischen, thatenvollen Lebens. Sie zogen von ihrer abgeschiedenen Insel auf Abenteuer aus; es drängte sie, die heimliche Stille mit dem Männergewoge an den Königshöfen des Landes ihrer Väter zu vertauschen; dort wurden sie mit Achtung aufgenommen; die stolzen Männer und Dichter hatten den Ehrensiß neben den Königen. Sie sangen von den eigenen Kämpfen, von Schlachten und Sturm und priesen die gastlichen Fürsten. In diese Blüthezeit gehören die Skalden *Ellif Gudrunarson*, *Gunnlaug Ormstunga*, *Blum Geirason*, *Delver Hnufa* und vor allen *Eivind* mit dem stolzen Beinamen *Skaldaspillir* (Skaldenvernichter).

(Schluß folgt.)

## Belgien.

### Die Stelzenkämpfe in Namur.\*)

Die Benutzung der Stelzen als Nationalgebrauch, die sich jetzt auf die weiten Sandebenen der Landes zwischen der *Saronne* und dem *Adour* beschränkt, herrschte ehemals auch in der wallonischen Stadt *Namur* und zwar in noch viel größerer Ausdehnung vor. Die öfteren Ueberschwemmungen der *Maas* und *Sambre*, die nicht selten die ganze Stadt unter Wasser setzten, veranlaßten ohne Zweifel ihre Einführung; aber was ursprünglich eine Nothwendigkeit war, verwandelte sich im Laufe der Zeit in eine Belustigung, die von merkwürdigen Umständen begleitet wurde. Schon im ersten Jahrhundert findet man Andeutungen von Spielen, die auf Stelzen vor sich gingen; diese Spiele nahmen allmählig eine Parteifarbe an, und die Spieler trennten sich endlich in zwei abgesonderte Lager, die bereit waren, sich zu jeder Zeit im Schimpf oder Ernst entgegenzutreten. Sie waren unter den Namen der *Mélans* und *Avresses* bekannt, wovon Erstere die alte Stadt und Letztere die *Vorstädte* von *Namur* vertraten, und unterschieden sich durch ihre Farben: die *Mélans* trugen gelb und schwarz, das Abzeichen der Grafen von *Flandern*, die *Avresses* aber roth und weiß, nach dem Wappenschilde *Katharins* von *Savoyen*, der Mutter des Grafen *Wilhelm's II.*, unter dessen Regierung die Stadt ihre Vergrößerungen erhielt. Jede Partei hatte ihr Banner, welches von einem eigenen Beamten, dem *Alfer*, getragen wurde, der es während des Kampfes von dem Balkon des Stadthauses entfalten mußte, indem er die Streitenden durch seinen Zuruf aufmunterte und nöthigenfalls in die *Arena* niederstieg, um persönlich an den Gefahren der Schlacht theilzunehmen. Diese Spiele wurden mit großer Feierlichkeit aufgeführt, sobald ein fremder Monarch oder eine hohe Person die Stadt mit ihrer Gegenwart beehrte. Der große Marktplatz von *St. Remy* diente gewöhnlich als Kampfstätte, wo sich die feindlichen Heerhaufen in etwa 50 bis 100 Köpfe starken Abtheilungen oder Brigaden versammelten; hierzu kamen noch die *Souteneurs* oder Gehälfen, die in die Schranken traten, um ihren Kameraden Beistand zu leisten und die kampfunfähig gewordenen zu ersetzen. Jede Abtheilung hatte ihre bestimmten Offiziere, und da oft nicht weniger als zwölf Brigaden aufgestellt waren, so betrug die Anzahl der Kämpfenden zu Zeiten gegen zweitausend. Ein solches Schauspiel brachte ganz *Namur* in Bewegung; die Fenster und Dächer waren mit neugierigen Zuschauern besetzt, und die Weiber und Töchter der gestelzten Krieger mischten sich in ihre Reihen, indem sie ihre Männer, Brüder und Liebhaber zur Ausdauer ermahnten und die Wirkung ihrer Beredsamkeit durch die Vertheilung starker Getränke unterstützten. Es fand in der That eine allgemeine Ausregung statt, und das Interesse, welches diese Scene den Theilnehmern einflößte, war so lebhaft, daß man noch heutzutage in *Namur* eine Anekdote erzählt, wie ein *Kanonikus* von *St. Alban*, der sich von dem Schlachtfelde nach der Kathedrale begab, um Messe zu lesen, in seiner Begeisterung statt der auszusprechenden *Amen* und *Oremus* das Kriegsgeschrei „*Mélans!*“ und „*Avresses!*“ ertönen ließ. Der Kampf dauerte in der Regel mehrere Stunden, bis sich endlich die eine Partei aus Erschöpfung für besiegt erklärte. Die Sieger führten hierauf als Zeichen ihres Triumphs eine Ceremonie aus, die unter der technischen Benennung: *lever l'échasse*, bekannt war; sie hüpfen nämlich auf einer Stelze über den Platz, indem sie die andere in der rechten Hand schwingen, die *Trommeln* und *Pfeifen* spielen eine lustige Melodie, und die Truppen marschirten in so regelmäßiger Ordnung ab, als es die *Wachposten* der Schlacht erlaubten.

Bei der allgemeinen Beliebtheit, deren die Stelzenspiele in *Namur* genossen, ist es nicht zu verwundern, daß man sie auch durch poetische Klänge zu feiern suchte; die Rolle des *Lyrtäus* übernahm der *Baron* von *Walof*, dem man ein im Jahre 1669 erschienenenes Gedicht: *Les Echasses*, zuschreibt. Aber der starke Zulauf, der bei diesen Festlichkeiten stattfand, und die militärische

\* Aus *Dudley Costello's* Tour through the Valley of the Meuse. London, 1845.



Ordnung, in der sie vor sich gingen, mißfielen der österreichischen Regierung, die es nicht für rathsam hielt, so zahlreiche Volksversammlungen zu dulden. Im Jahre 1732 wurde der erste Schlag geführt, indem man den Zuschauern durch ein Edikt verbot, sich unter die Kämpfenden zu mischen, weil solches oft zu Ruhestörungen Anlaß gebe. Einige Jahre später, am 17. Dezember 1733, erschien ein Befehl, der den Stelzengängern untersagte, sich auf dem Marktplatz von St. Remy zu versammeln, und sie auf die Place Lillon beschränkte; die Spiele sollten nur vom Epiphaniens-Tage bis Aschermittwoch stattfinden und auch dann erst nach dem Gottesdienst beginnen. Wer diese Verordnung übertrat, mußte sogleich ohne weiteren Prozeß ins Gefängniß wandern und überdies eine Strafe von drei Gulden bezahlen. Der Militair-Gouverneur von Namur, ein gewisser Baron von Schwarzenburg, auf dessen Vorstellungen dieses strenge Dekret erlassen wurde, drohte sogar, auf die Stelzengänger zu feuern, wenn sie es wagen sollten, sich vor der Hauptwache zu versammeln. Im folgenden Jahre erschien am 17. Februar ein neuer Befehl, durch welchen die unlängst bewilligte Erlaubniß, zum bevorstehenden Karneval einen allgemeinen Stelzenkampf auf der Place Lillon veranstalten zu dürfen, widerrufen wurde, „um die bei solcher Gelegenheit entstehenden Tumulte und Zwistigkeiten zu vermeiden.“ Mit diesen Anordnungen noch nicht zufrieden, schritten die Behörden zu anderen weniger direkten, aber eben so wirksamen Maßregeln. Ein Dekret vom 20. August 1736 hob das vom Erzherzog Albrecht ertheilte Privilegium auf, demzufolge die für die Stelzenspiele nöthigen Getränke zollfrei eingelassen wurden. Es ist aber nicht so leicht, eine alte, mit dem Leben des Volks verwachsene Sitte mit einem Male abzuschaffen; das Gesetz von 1733 ward so oft übertreten, daß man im Jahre 1766 noch strengere Verordnungen erlassen mußte, und die Spiele wurden auf ein ganzes Jahr eingestellt, wozu das Ableben Kaiser Franz des Ersten den Vorwand gab. Dieses Verbot erneuerte sich alle Jahre, bis endlich folgendes Dekret erschien: „Da der Bürgermeister und die städtischen Behörden von Namur erfahren haben, daß in der Zusammenkunft, die zur Vorbereitung der Stelzenspiele auf dem Gravières-Platz stattfand, so ernstliche Zwistigkeiten entstanden sind, daß mehrere Personen beschädigt wurden und selbst in Lebensgefahr kamen, so haben sie zur Verhütung ähnlicher Ereignisse dekretirt, daß in Zukunft Niemand, von welchem Rang oder Stand er auch seyn möge, auf Stelzen sechten, gehen oder in irgend einem Theile der Stadt damit erscheinen darf, es sey denn, daß die Behörden hierzu die gehörige Autorisation ertheilen. Ein Jeder, der wider dieses Edikt verstößt, wird sogleich arretirt und zu Haft gebracht, wo er sechs Wochen bei Brod und Wasser zu verharren hat, und werden hiermit die früheren Vergünstigungen widerrufen, durch welche die Stelzenkämpfe zu bestimmten Jahreszeiten erlaubt wurden.“

So harte Befehle waren gegen dieses alte Nationalspiel in Kraft, als die Ankunft des Erzherzogs Maximilian im Jahr 1774 den Vorschlag veranlaßte, zur Unterhaltung des Prinzen ein solches Schauspiel aufzuführen. Anfangs machte man Schwierigkeiten, aber diese wurden endlich überwunden, und die Behörden gaben ihre Einwilligung zum letzten Stelzenkampf, der diesen Namen verdient. Der Platz von St. Alban, vor der Kathedrale, ward noch einmal zur Wählstatt erkoren, und mehrere hundert Ladungen Sand wurden auf das Pflaster ausgeschüttet, um die Gewalt eines Sturzes zu brechen, worauf man den Platz mit Pfählen und Stricken einzäunte und den Eingang durch zwei Compagnieen Militair bewachen ließ. Der Erzherzog, der unter dem Namen eines Grafen von Burgau reiste, war am Abend vor dem Kampfe in Namur angekommen und wurde am Eingang der Vorstadt von dem Magistrat in Begleitung der Stelzen-Compagnieen empfangen. Nachdem er die Festungswerke besichtigt und beim Gouverneur, dem Fürsten von Savre, gespeist hatte, begab er sich (am 31. Mai 1774) mit seinem Gefolge nach dem bischöflichen Palast, wo sich ihm von dem großen Balkon, der den ganzen Platz überblickt, eine treffliche Aussicht auf den bevorstehenden Scheinkampf darbot. Die Mélang, die ihre Streiträfte auf dem Platze St. Remy versammelt hatten, erschienen zuerst; ihnen folgten die Avresses, die vom Platze Lillon kamen und sich Jenen gegenüber aufstellten. Beide Corps marschirten in regelmäßiger Ordnung, die Stelzen auf der Schulter tragend; vor ihnen zogen die Musikanten mit Trommeln und Pfeifen, und zur Seite scharmugirten eine Menge Steckenpferde, deren Geschäft es war, das Volk in gehöriger Entfernung zu halten. Um fünf Uhr, an einem herrlichen Nachmittage, nahm die Feierlichkeit ihren Anfang. Sobald die zum Kampf gerüsteten Parteien die Wählstatt betraten, gab man den Befehl zum Aufsteigen; beide Theile desirirten vor dem Erzherzoge vorüber und schickten sich dann an, ihre Ritterpflicht zu vollziehen. Die Mélang standen zur linken Hand in zwei Linien; die erste bestand aus den Brigaden des Capitains, den Freiwilligen von Savre, den Bauern und den Bootskleuten — die zweite aus den Lastträgern, den Schreibern, Advokaten, Notarien u. s. w., den Metzgern und den Wäschern. Die Husaren-Brigade, die auf die linke Flanke beider Linien gestellt war, bildete die Reserve. Die zahlreicheren Avresses hatten sich in drei Linien getheilt. In erster Linie standen die Brigaden des Capitains, die Husaren von Wepion und La-Plante; in der zweiten die von St. Croix, von Ahalle und die Steinmehrer; in der dritten die Bergleute, die Gerber, die Kürassiere und die Einwohner von Zambes, einer am anderen Ufer der Maas liegenden Kommune. Die Lastträger und Gerber, die den Kern beider Parteien bildeten, waren in der letzten Linie postirt. Auf ein von dem Gouverneur gegebenes Zeichen begann die Schlacht, indem die vordersten Linien sich im langsamen, geregelten Schritt zum Angriff bewegten; bald ertönte der Kampfplatz von den klatternden

Waffen der Streiter, und mancher Stelzenheld fiel der Länge nach auf die sandige Wählstatt. Das Glück neigte sich bald auf die eine, bald auf die andere Seite; zuweilen schien Alles vor den Mélang zu weichen, die von ihrem tapferen Hauptmann Castaigne angefeuert wurden — dann sammelten sich ihre Gegner wieder und trieben, mit ihrem Führer Gobinne an der Spitze, die Angreifenden zurück. Es währte nicht lange, als auch die zweite Linie an dem Gesefchte theilnahm, und die Reserve, die ihrer Unthätigkeit müde ward, machte den Kampf allgemein. Das Handgemenge ward immer erbitterter, und in momentaner Aufregung riefen mehrere Stimmen nach der Boute-à-cot; aber die Gegenwart des Erzherzogs hielt die Anführer ab, es zum äußersten kommen zu lassen, und das Treffen hatte daher keine schlimmere Folgen als bei den alten Turnieren, wo ein gebrochenes Schlüsselbein und zer Schlagene Knochen die Anstrengungen der tapferen Ritter belohnten. Die Schlacht dauerte zwei Stunden, bis endlich die Reihen der Mélang auseinandergeprengt wurden; ihre Reserve ward in die Flucht gejagt, ihre besten Kämpen rollten in den Staub, und sie mußten der Ueberzahl weichen. Die Sieger schwangen triumphirend ihre Stelzen, die Trommeln und Pfeifen fielen mit kriegerischer Melodie ein, und die Fahne Katharinens von Savoyen wehte stolz über dem Felde. Nach Beendigung des Stelzengesefchtes unterhielt man den Prinzen mit den jetzt vergessenen Lustbarkeiten der Danse des Machabées und des Jeu des Anguilles, welche Spiele in Namur höchst beliebt waren und dem Erzherzoge nicht wenig gefielen; dann folgte ein vom Prinzen von Savre gegebener Maskenball, wozu die Honoratioren der Stadt und viele von den Stelzenrittern eingeladen wurden und der die Festlichkeiten schloß. In den Annalen von Namur war dies aber ein denkwürdiger Tag; er war Zeuge endlichen Falls einer Nationalsitte, die seit Jahrhunderten bestanden hatte. Die Verbote wurden erneuert, der von den Stelzenkämpfern empfangene Sold ward eingezogen, und ihre Zahl verringerte sich bald so sehr, daß in wenigen Jahren nur noch der Name eines Spieles übrig blieb, das einst mit dem Volksleben von Namur verschmolzen war.

### Mannigfaltiges.

— Die britische Krone und der Rückschritt. Im englischen Volke herrscht, alles seines praktischen Verstandes ungeachtet, hier und da auch noch viel Aberglauben. Wenn eine Leiter an einem Hause angelegt ist, so würde um Alles in der Welt Niemand unter dieser Leiter hindurchgehen, denn es würde ihm hernach ein Unglück passieren. Wer auf seinem Wege eine Sternschnuppe fallen sieht, der verläßt die Richtung des gefallenen Sternes, und müßte er darum auch einen großen Umweg machen, denn er würde sonst auch zum Falle kommen. Dreizehn essen an einem Tische nicht beisammen — was freilich auch in Deutschland ein häufig verbreiteter Aberglaube ist — weil sonst Einer von ihnen im Laufe des Jahres sterben würde, u. dgl. m. Natürlich ist der unterrichtete Theil der Bevölkerung von solchem Aberglauben frei, jedoch nicht immer; man findet ihn zuweilen unter den höchsten Klassen der Gesellschaft eben so verbreitet, wie auf dem Lande. Deshalb hat auch neulich der zufällige Umstand, daß im Oberhause, bei der feierlichen Schließung des Parlaments durch die Königin, einer der Großwürdenträger, Herzog von Argyll, die auf einem Kissen getragene Krone fallen ließ, großen Schrecken und besorgliches Geflüster erregt. Inzwischen bemerkte gleich ein Londoner Journal, jener Unfall könne der Königin, als einer jungen schönen Frau, ganz gleichgültig seyn, da er nur für alte Weiber Unglück zu bedeuten habe. Ein anderes Journal, Punch, ist der Meinung, dem Herzog von Argyll sey jener Unfall nur passiert, weil er nicht, wie seine meisten anderen Kollegen, die Hofleute des Oberhauses, die gehörige Uebung im Rückwärtsgehen und Rückwärtsdenken habe. Um nämlich der Königin nicht den Rücken zu kehren, steigt der ihr voranschreitende Kronhüter die Stufen des Thrones rückwärts herab, und bei dieser Gelegenheit glitt er aus. Die Söhne der hohen Aristokratie, meint Punch, müßten schon von Kindesbeinen an rückwärts sich bewegen lernen, um es dann als erwachsene Leute mit desto größerer Sicherheit thun zu können. „Besser wäre es freilich“, fügt er hinzu, „wenn es fortan den Kronenträgern gestattet würde, vorwärts zu gehen, denn dann würde sicher die Krone nicht mehr riskiren, irgend einen ihrer kostbaren Juwelen einzubüßen. Die alte Beschränkung mag immerhin am Rückschritte Wohlgefallen finden, der Geist unserer Zeit aber ruft: Vorwärts!“

— Hypothek und Apotheke. Das serbische Kriminalgesetzbuch ist auf den Code Napoléon gegründet, den man zum Theil modifizirt und den Lokalzuständen angepaßt hat. Die erste Version desselben war jedoch fast buchstäblich, ohne die mindeste Rücksicht auf die Sitten und den historischen Entwicklungsgang des Landes zu nehmen, und da der Uebersetzer noch dazu nur unvollkommen mit der Sprache des Originals bekannt war, so entstanden mitunter die lächerlichsten Irrthümer. Das Wort Hypothèque hielt er z. B. für gleichbedeutend mit Apotheke und gab es durchgängig als „Arzneien-Niederlage“ wieder. Die Serbier wunderten sich natürlich über den außerordentlichen Raum, den die Gesetzgebung über die Apotheken einnahm, und über die unendliche Sorgfalt, die man einem solchen Gegenstande widmete; sie baten sich daher beim Uebersetzer eine Erklärung dieses Phänomens aus, worauf er ihnen zur Antwort gab, daß es ohne Zweifel von der seltenen Geschicklichkeit herrühre, zu der die Franzosen in der Medizin und Chirurgie gelangt seyen.\*

\*) Se non è vero, è ben trovato.